

Vom Werden und Wachsen der Riograndenser Synode.

von Präses Theophil Dietschi.

Die nachstehenden Ausführungen sollen nicht etwa einen ausführlichen Beitrag zur Geschichte der Riograndenser Synode oder der deutschen Einwanderung in Rio Grande do Sul bilden. An vortrefflichen Schriften und Abhandlungen dieser Art fehlt es bis zu einem bestimmten Termin nicht. Ich nenne nur die bekanntesten: Oberkirchenrat Dr. F. Schröder „Brasilien und Wittenberg.“ „Deutsches Evangelisches Kirchentum in Südamerika.“ „Die deutsche Einwanderung nach Südbrasilien bis zum Jahre 1859.“ Die von Präses D. Dohms herausgegebenen (leider nicht mehr erscheinenden). „Deutsche Evangelische Blätter für Brasilien.“ Dr. E. Fausel „D. Dr. Wilhelm Rotermund. Ein Kampf um Recht und Richtung des evangelischen Deutschtums im Südbrasilien.“ „Synodalberichte der Riograndenser Synode.“ „Sonntagsblatt der Riograndenser Synode“ „Hundert Jahre Deutschtum in Rio Grande do Sul.“ Veröffentlichungen zum 25. Juli u. a.

Wer die Geschichte der deutschen Einwanderung in Rio Grande do Sul und die Entwicklung der Riograndenser Synode kennen lernen will, findet in den genannten Schriften reiches und gut unterrichtendes Material.

Die folgenden Blätter wollen nur einen z. T. etwa von der Jahrhundertwende ab auf eigenes Erleben gestützten kurzen Einblick in das Werden und Wachsen der Riograndenser Synode (Evangelische Kirche von Rio Grande do Sul) bis zur Gründung und 2. Kirchenversammlung des Bundes der Synoden (Federação Sinodal) also bis zur Gegenwart geben. Es soll damit denen ein Dienst erwiesen werden, die sich über den Gegenstand unterrichten wollen, ohne erst ausführlichere Arbeiten zur Hand zu nehmen, oder solchen, die, von aussen kommend, in die kirchliche Arbeit der Synode neu eintreten möchten.

Sollte hie und da ein Urteil allzu subjektiv ausgefallen sein so halte man es der Liebe des Verfassers zum evangelischen Volkstum in Rio Grande und seiner Liebe zu einer selbständigen evangelischen Kirche deutscher Reformation in Brasilien zu gut.

So will ich denn — auf geäusserten Wunsch — versuchen etwas über das Werden und Wachsen der Riograndenser Synode zu sagen, und zwar:

- über I. Die Zeit der ungeordneten Anfänge (1824-1864)
- II. Die Entwicklung zu geordneten Zuständen (1864-1916)
- III. Die Jahre bis zur Gründung und 2. Kirchenversammlung des Bundes der Synoden. (1916-1954)
- IV. Ziele und Aufgaben der Synode.

- I. Die Zeit der ungeordneten Anfänge (1824-1864)

Die deutschen Einwanderer, die von 1824 an nach Rio Grande do Sul kamen, brachten zwei ihnen in die Wiege gelegte Gaben

mit, die ihre Zukunft in neuen Lande bestimmten: Deutsches Blut und deutsche Sitte.

Das Blut, das in ihren Adern floss, half ihrer Schaffenskraft, ihrem strebsamen Sinn, ihrem festen Willen, auf freier Scholle ein eigenes Heim zu errichten. So schufen sie, dem Land zu Nutz und Frommen, ein Gemeinwesen, das längst über seine ursprünglichen Grenzen hinausgewachsen ist.

Die deutsche Sitte, die sie begleitete, befähigte sie, Einrichtungen ins Leben zu rufen, die dem Deutschen auch die Fremde zur Heimat machen: Kirchen, Schulen, Gemeinden, gemeinnützige und der Geselligkeit dienende Vereine.

Wurde die Riograndenser Synode auch erst Jahrzehnte später gegründet — hier beginnt ihre Geschichte, hier nahm sie ihren Anfang, hier liegen ihre Wurzeln: Im Blut, in den Sitten und im Glauben derer, die, aus deutschen Landen und Landeskirchen kommend, in Brasilien eine zweite Heimat fanden und kirchliches Leben und Wesen ins Dasein riefen.

Dabei ging es nicht ohne Kampf und Mühsal ab.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Vorväter zu kämpfen hatten, begannen schon auf dem Schiff, ja schon in der Heimat selber. Berichtet doch einer von ihnen, dass er für die Reise von seiner Heimat am Rhein bis São Leopoldo, dem Ziel der Reise, 40 Wochen, das sind 10 Monate brauchte, davon 19 Wochen oder beinahe 5 Monate vom Tage des Abschieds von der Heimat bis zur Einschiffung in Bremerhafen.

Die in der Regel 3 Monate aber auch länger dauernde Überfahrt auf Segelschiffen bei mangelhafter Verpflegung und Bewegung konnte nicht verfehlen, auf die leibliche und seelische Verfassung der Einwanderer zermürbend zu wirken. Nicht wenige starben auf hoher See. Einige Transporte erlitten Schiffbruch, wobei eine erhebliche Zahl Menschen ums Leben kam. Die Überlebenden aber verloren Hab und Gut und langten bettelarm im fremden Lande an.

Hier warteten ihrer neue Schwierigkeiten: Mangelhafte Unterkunft, oft monatelanges Warten auf Zuweisung ihrer Kolonien; ungewohntes Klima, schwere Urwaldsarbeit; Unkenntnis des Bodens und der Art seiner Bearbeitung und der anzubauenden Kulturen. Dazu das Rückwärtsschauen auf die verlassene Heimat, der die Brücken abgebrochen waren. Das Gefühl der Vereinsamung und der Verlassenheit. Und noch schwerer wiegende Hemmungen und Schwierigkeiten traten im Lauf der Jahre ein: Um sich greifende sittliche Verwahrlosung; das Gemeinschaftsleben zerstörende Zwistigkeiten unter den Kolonisten; politischer Zwiespalt; Parteilungen während der Farrapenrevolution (1835-1845); Räuberbanden und Totschlag; Tötung und Verschleppung von auf vorgeschobenen Posten lebenden Bewohnern durch die Bugres (Indianer); das Fehlen von Verkehrswegen; mangelnde Führung; mangelnde geistliche Versorgung; die Sorge ums tägliche Brot und

die Schulung der Kinder; der harte, alle Kräfte in Anspruch nehmende Existenzkampf.

Dazu kam vom Jahre 1830 ab die Unterbrechung neuer Blutzufuhr, die jahrelang währende Einstellung der Einwanderung bis um die Zeit der Beendigung der Farrapenunruhen.

Alle diese Umstände müssen bei der Beurteilung der geistigen Lage der Kolonie bis um das Jahr 1950 hin berücksichtigt werden, will man der um diese Zeit in Rio Grande do Sul lebenden deutschen Bevölkerung, die in der Farrapenzeit nicht nur nicht zu-, sondern abgenommen hatte, gerecht werden.

Übereinstimmend bezeugen die Kenner der Geschichte jener Zeit, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse abgesehen vom Rückschlag in der Zeit der Revolution sehr günstig lagen, die religiösen und sittlichen Zustände jedoch wenig erfreulich waren. Kaum Spuren geistigen und kulturellen Lebens zeigten sich. Die Ansiedler waren nach kompetenten Beurteilern jener Zeit in sittlicher und religiöser Beziehung verwahrlost und infolgedessen war eine sehr laxe Moral bei ihnen eingerissen, die in dunkelsten Farben geschildert wird.

War es anders denkbar?

Unter den ersten Einwanderern befanden sich zwar neben aus einfachsten Verhältnissen und selbst aus Zuchthäusern kommenden Menschen auch Vertreter der Intelligenz, d. h. Menschen mit höherer Bildung. Auch lebten unter den Kolonisten von Anfang an einige wenige Pfarrer. In São Leopoldo Pfarrer Ehlers. In Três Forquilhas bald darauf Pfarrer Voges und in der im Jahre 1828 gegründeten Gemeinde Campo Bom von 1832-1836 Pfarrer Klingelhöffer. Keinem von ihnen war es gegeben, führend und die Gemeinden zu einem Ganzen zusammenfassend aufzutreten. Die später gegründeten Siedlungen waren geistlich unversorgt und ganz auf sich selber gestellt. Sie halfen sich so, dass sie aus ihrer Mitte denjenigen als Lehrer anstellten, der sich dazu hergab und etwas besser lesen und schreiben konnte als die andern, und als Pfarrer oder als Pfarrer und Lehrer zugleich solche des Weges daher kommende Elemente, denen es am Mundwerk und am Mut zum Auftreten nicht fehlte. So entstand das bekannte Pseudopfarrerwesen, dessen Verdienst es gewesen sein mag, die kirchliche Tradition fortgeführt zu haben, seine Schuld aber, dass das Ansehn der Kirche durch den unwürdigen Wandel vieler seiner Vertreter aufs schwerste geschädigt wurde und dass die später einsetzende kirchliche Organisation auf feindseligen Widerstand und hartnäckige Ablehnung stieß.

Auch heute ist das Pseudopfarrertum oder der „Freipfarrer“, wie man beschönigend sagt, selbst im älteren Koloniegebiet nicht gänzlich verschwunden; am wenigsten aber in den Gemeinden im Süden des Staates, die dort seit der Kolonisation von São Lourenço und Pelotas im Jahre 1858 entstanden. Nach meiner Schätzung dürften dort trotz 50-jähriger Arbeit der Synode neben sechs synodalen Pfarrern, die z. Z. acht Pfarreien betreuen, noch zwischen

20 und 30 Pfarrerlehrer oder Lehrerpfarrer, meist in Zwerggemeinden, tätig sein. Hier liegt vor der Tür der Synode ein Missionsfeld, das nur mit besondern Mitteln und Methoden bearbeitet werden könnte und im Blick auf die kirchliche Ordnung und um der lebendigen Verkündigung des Evangeliums willen in Angriff genommen werden müsste. Es wäre übrigens eine verdienstliche Aufgabe, die Geschichte und den Stand der Südsiedlung einem genaueren Studium zu unterziehen, eine Gemeinde- und Schulstatistik aufzustellen und dabei den Unterschied aufzuzeigen, der, wie versichert wird, in religiöser, kirchlicher sittlicher und allgemein kultureller Hinsicht zwischen Gliedern synodaler und nicht-synodaler Gemeinden besteht.

Es soll nicht unterlassen werden hervorzuheben, dass es unter den sogen. Pseudos neben den moralisch verkommenen Subjekten auch rechtschaffene Männer gab und gibt, die ihr Amt bei kärglichem Auskommen treu verwalteten, bezw. verwalten. Nachdem nun aber seit Jahrzehnten ein geordnetes evangelisches Kirchenwesen im Lande besteht, das um die Ausbreitung des Evangeliums, um die schriftgemässe Verwaltung der Sakramente, um die religiöse und sittliche Hebung des Volkes und um die Einführung guter kirchlicher Sitte und Ordnung sich bemüht, kann es nicht verantwortet werden, dass der anfängliche Notzustand fortbesteht und Aufgabe der Gemeinden wäre es, mit der Kirchenleitung jenen zu überwinden und der Kirche würdige Verhältnisse zu schaffen.

Ich kehre zurück zur Schilderung der kirchlichen Lage in den ersten Jahrzehnten der deutschen Einwanderung in Rio Grande do Sul.

Den geschichtlich gewordenen Umständen gemäss, wonach die Kolonisten die Ordnung des Kirchen- und Schulwesens selbst in die Hand nehmen und Pfarrer und Lehrer aus der eigenen Tasche besolden, auch Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser ohne fremde Hilfe bauen mussten, standen die Pfarrer im Abhängigkeitsverhältnis zu den Gemeinden, waren deren Angestellte und wurden gewissermassen als Lohndiener angesehen. Wenn auch die Pfarrer Ehlers und Voges ihr Gehalt von der brasilianischen Regierung bezogen, eine Regelung, die bei späteren Amtsinhabern wegfiel, so lag das Kirchenregiment doch ganz in der Hand der Gemeindeglieder, ein Kirchenregiment freilich, dem kirchliches Verständnis und christliche Erkenntnis in hohem Masse abging. Dieses Regiment hätte von einer lebendig im Worte Gottes gegründeten Gemeinde her grossen Segen stiften können. Von kurz-sichtigen, eigenwilligen, aufs Materielle gerichteten Bauern ausgeübt, wurde es zu einer Einrichtung, die den Gemeinden den Charakter einer Vereinigung gab, bei der es mit Ausserachtlassung geistlicher Gesichtspunkte allein um Lohn und Leistung ging. Dieser Charakter kam in den Gemeindestatuten zum Ausdruck und in der Behandlung, die man dem Pfarrer angedeihen liess. Es mag vereinzelt heute noch Gemeinden geben, die, wie früher öfter geschehen, dem Pfarrer Sitz und Stimme im Gemeindevor-

stand und in der Gemeindeversammlung versagen. Der Fall stand nicht vereinzelt da, dass der Pfarrer in bestimmten Fällen bei Ausserachtlassung der Gemeindestatuten mit einer Geldbusse belegt werden sollte. Man konnte einen Pfarrer entlassen und einen andern anstellen, ohne an die Zustimmung einer Kirchenbehörde gebunden zu sein.

Auch bei andern Gelegenheiten wie etwa bei Festsetzung des Konfirmationsalters und der Gemeindebeiträge, in Schulfragen und bei der Durchführung von ins Amt des Pfarrers fallenden Bestimmungen wirkte sich das von Dorfkaziken im persönlichen Interesse oft missbrauchte Gemeindegemeinschaft verderblich aus. Infolgedessen kam es nicht selten zu hässlichen Kämpfen und Zerwürfnissen mit Pfarrern, die sich dem Amt und der Kirche verpflichtet wussten, und die sich zuweilen so zuspitzten, dass der Pfarrer am Leben bedroht war.

Es muss aber gesagt werden, dass das so geschilderte Gemeindegemeinschaft das auf einem stark ausgeprägten Selbstgefühl der Kolonisten beruhte, für das Gemeindeleben nicht nur üble Folgen hatte. Wussten die Familienväter sich für den Unterhalt von Kirche und Schule ohne weiteres verantwortlich, so wurde dadurch der Grund zur späteren Kirchenbildung gelegt, ja die Kirchengemeinde war selber schon Kirche im kleinen, so ärmlich ihre äussere Gestalt auch war. Man spricht heute gerne vom schädlichen Vereinscharakter unserer Gemeinden. Schwerlich würde die Entwicklung zu einem Kirchenwesen geführt haben, wie es uns heute vor Augen steht, wenn den Gründern der Gemeinden keine besseren Vorstellungen vorgeschwebt hätten als die eines weltlichen Vereins, bei dem es meistens ums Vergnügen geht, während es sich bei der Gründung einer Gemeinde um eine Gemeinschaft handelte, die geistige Güter pflegte, keinen materiellen Vorteil bot und nur Opfer forderte. Es mögen bei Gründung einer Gemeinde Mitläufer sich angeschlossen haben, die nicht zurückbleiben wollten und durften, oder bei denen hergebrachte Sitte und Gewohnheit den Ausschlag gaben. Es hiesse aber das Ebenbild Gottes im Menschen verkennen, wenn man bei denen, die Gemeindegemeinschaften anregten oder denen, die freudig mittaten, nicht Menschen sehen wollte, die sich der Verantwortung für die Erhaltung christlichen Lebens und das geistige und geistliche Wohl ihrer Kinder verantwortlich wussten und bei denen tiefere Erkenntnisse die Triebfeder des Handelns waren. Dr. Borchard urteilt von den Bewohnern einer neuen Siedlung: „Nirgends habe ich die kirchlichen, religiösen und sittlichen Verhältnisse so verwildert gefunden wie hier, und doch habe ich gerade hier so tief im Herrn gegründete Seelen gefunden wie nirgend sonst. Seelen, die um ihr Heil besorgt sind und nach der Predigt des Wortes Gottes sehnsüchtig verlangen.“

Der sparsame und gebeunlustige Bauer, der schwer um die eigene Existenz zu kämpfen hatte, würde gewiss kein Geld für eine greifbare Vorteile nicht bietende Sache ausgegeben haben, wenn

hinter der auch heute noch geltenden Rede, „Kirche und Schule muss sein“, nicht die manchmal vielleicht nur im Unterbewusstsein schlummernde Überzeugung gestanden hätte, dass der Mensch vom Brot allein nicht lebt.

Der Zukunft blieb es vorbehalten, bessere Einsichten zu wecken, das vorhandene in Selbstherrlichkeit ausgeartete Gemeindebewusstsein zu läutern, mit Inhalt zu füllen und das Kirchenwesen der Entwicklung zuzuführen, die es genommen hat, und wovon der nächste Abschnitt dieser Ausführungen handeln soll.

II.

Die Entwicklung zu geordneten Zuständen (1864-1916)

1. Die Synode von 1868

Etwas mehr Leben in die „Deutsche Kolonie von São Leopoldo“, wie die Einwandererniederlassung vom Jahre 1824 an offiziell hiess, kam um die Zeit von 1850 durch die Gruppe von Einwanderern, die sich aus Angehörigen besserer Stände der Zeit der politischen Gährung von 1848 in Deutschland und aus etwas später entlassenen deutschen Soldaten der brasilianischen Fremdenlegion, den sogen. „Brummern“, zusammensetzte, und die sich um den in der gleichen Zeit nach Brasilien gekommenen späteren Journalisten und Volksvertreter Karl von Koseritz scharte. Da sie meistens aus intelligenteren Volksschichten stammten, in den verschiedenen Kolonien sich niederliessen und dort als Lehrer, Vendisten, Landmesser usw. sich betätigten, hatten sie auf die Hebung des geistigen Niveaus der Kolonisten nicht geringen Einfluss. Allerdings huldigten sie vielfach einer der Kirche gegenüber zunächst neutral sich verhaltenden Denkweise, die sich aber unter dem Einfluss K. von Koseritz in Ablehnung und Feindschaft wandelte, als dieser sich dem freidenkerischen Materialismus verschrieb und ostentativ von der Kirche abrückte.

Solche Haltung dürfte die ungeeignetste Weise sein, dem Aufbau des Deutschtums im fremden Lande zu dienen, was doch beabsichtigt war. Auch später hat man — freilich erfolglos — versucht, Volkstumsarbeit in Brasilien mit Ausschluss der Kräfte zu treiben, die in der Kirche wirksam sind. Als ob Volkstum eine unwandelbare Grösse sei, die man wie eine Fertigware von Hand zu Hand weitergeben kann, und nicht vielmehr ein in ständiger Bewegung begriffener Kraftstrom, der aus mancherlei Quellen vergangenen und gegenwärtigen geistigen Lebens dauernd gespeist wird.

So gehörten jene frisches Blut und frisches Denken in die Kolonie bringenden Kreise zu den Elementen, die neben gewissen Verdiensten, die sie haben mochten, die kirchliche Entwicklung aufhielten und störten, statt sie nach Kräften zu fördern.

Einsichtsvoller handelte der preussische Minister Eichhorn, von dem berichtet wird, dass er schon im Jahre 1845 seiner Regie-

rung den Vorschlag unterbreitete, den eingewanderten Deutschen durch Unterstützung des Kirchen- und Schulwesens kräftig zu helfen. Scheinbar erfolglos. Wäre das in grosszügiger Weise geschehen, und nicht statt dessen 14 Jahre später die Auswanderung aus Preussen nach Brasilien durch das Heydtsche Reskript unterbunden worden, die Entwicklung hätte einen andern Verlauf nehmen können.

Es ist müssig, darüber nachzudenken, wie die Dinge geworden wären, wenn die Geschichte an bestimmten Punkten einen andern Weg eingeschlagen hätte. Meines Erachtens aber würden sich beim Ablauf der Geschichte der Riograndenser Synode an einigen Wendepunkten solche Überlegungen anstellen lassen.

Einer Initiative soll an dieser Stelle gedacht sein, die nie zur Ausführung kam. Dies wohl infolge mangelnder Führerpersönlichkeiten.

Die Gemeindeversammlung der Gemeinde in Pôrto Alegre beschloss im November des Jahres 1856 „zum nächstfolgenden Reformationfest sämtliche evangelische Pfarrer der Provinz nach Pôrto Alegre einzuladen, um sich zu einem Konsistorium zu vereinigen und die Kirchenangelegenheiten zu revidieren und zu ordnen.“ Es ist nie dazu gekommen. Erst im Jahre 1911 schloss die Gemeinde sich der 2. Synode an, nachdem sie sich infolge bestimmter Spannungen seit Anfang der 70er Jahre den Zusammenschlussbestrebungen fern gehalten hatte. Jetzt trat sie, bezw. die deutsche Kolonie der Hauptstadt in wachsendem Masse hinsichtlich der finanziellen Förderung kirchlicher, schulischer und deutsch-völkischer Belange stark in den Vordergrund. Die treibende Kraft der kirchlichen Entwicklung lag indessen entsprechend der Geschichte der deutschen Kolonisation in Rio Grande do Sul im bäuerlichen Kreis. Am Anfang war die Kolonie. Durch Zuzug aus ihr bildeten sich mit der Zeit in schon bestehenden städtischen Zentren deutsche evangelische Gemeinden und solche dann auch in Städten, die ihr Entstehen dem natürlichen Wachstum der deutschen Kolonie verdankten.

Die geschilderte Entwicklung mag symbolische Bedeutung haben.

Wie der Austausch der wirtschaftlichen und geistigen Kräfte von Stadt und Land zur Kirchenbildung bis hin zur Gründung des Bundes der Synoden führte, so mögen über diesen weitere Verbindungen gleichartiger Kräfte eingegangen werden zur Förderung und zu Schutz und Trutz der evangelischen Sache in Südamerika.

Von besserem Erfolg gekrönt als der oben genannte Vorschlag war das Eingreifen des preussischen Gesandten von Eichmann, als er sich des riograndenser Deutschtums von amtswegen annahm. Die Gemeinde São Leopoldo bat ihn bei einem Besuch, den er der deutschen Kolonie machte, beim Evangelischen Oberkirchenrat Berlin zu veranlassen, dass ihr ein Geistlicher zugewiesen würde. Das geschah. So kam der Pfarrer Dr. Borchard im Jahre

1864 nach São Leopoldo. Dieser Zeitpunkt bedeutet eine Wende im Leben der evangelischen Deutschen in Rio Grande do Sul. Die weiteren Bemühungen des Gesandten und Dr. Borchards in Zusammenarbeit mit Dr. Fabri, dem Inspektor des Rheinischen Missionshauses in Barmen, der sich kräftig für die Versorgung der hier bestehenden evang. Gemeinden mit Geistlichen einsetzte, führten dahin, dass in den nächstfolgenden Jahren mehrere junge Pfarrer nach Rio Grande do Sul ausgesandt wurden.

Dr. Borchard machte sich bald daran, die Gemeinden zu einer Synode zusammenzuschliessen, allerdings mit wenigen, zum Teil erst vor kurzem ins Land gekommenen und einigen älteren schon länger in der Arbeit stehenden ordinierten, aber zum synodalen Gedanken verschieden eingestellten Pfarrern.

Von Karl v. Koseritz, der als Schriftleiter der „Deutschen Zeitung“ und anderer ihm offenstehender Blätter weitreichenden Einfluss hätte, wurde Dr. Borchard in seinem Vorhaben kräftig unterstützt.

Der neue, etwas stürmisch veranlagte Geistliche erkannte bald, wo der Hebel zur Besserung der Lage anzusetzen war: Hebung des evangelischen Schulwesens in Stadt und Land. Lehrerversammlungen und Pfarrkonferenzen. Besuch der Gemeinden und Gründung neuer Pfarreien. Berufung ordiniertter Pfarrer. Wirksame Wortverkündigung und ausreichende Sakramentsverwaltung.

Dass die von ihm im Jahre 1868 mit neun Geistlichen und mehreren Gemeindevertretern gegründete Synode nach zweijährigem Bestehen und weiterem zweijährigen Vegetieren wieder einging, geschah aus Ursachen, zu den ohne Frage alle Beteiligten beitrugen: das Misstrauen der ihre bisherige Freiheit nicht aufgeben wollenden und von den Pseudos verhetzten Gemeinden; diejenigen Pfarrer, die ihre Bedenken und Vorurteile gegen Preussen und den preussischen Evang. Oberkirchenrat den höheren Zwecken des kirchlichen Zusammenschlusses nicht opfern wollten; der Organisator, der alles auf einmal haben wollte, was nur durch langjährige geduldige Arbeit zu haben war, und der das Arbeitsfeld vorzeitig verliess; endlich die Gesamtlage des infolge römisch-kath. Propaganda eingeschüchterten Häufleins glaubensarmer Menschen, denen die Religion etwas war, „was sie nichts anging, was ausserhalb ihres Gesichtskreises lag“, und schliesslich die Ablehnung der preussischen Landeskirche, den Anschluss der Synode an sie zu genehmigen. Alles in allem wird die grösste Schuld in mangelnder Vorbereitung, in vorschneller Preisgabe des Erreichten und im Fehlen eines überlegenen Willens, das Geschaffene fortzuführen und auszubauen, zu suchen sein.

Gleichwohl möchte ich das damals unter nicht geringen Schwierigkeiten begonnene Werk und sein schnelles Ende nicht als Fehlschlag oder als vergeblich getan bezeichnen. Die in Wort und Tat von Dr. Borchard gegebenen Anregungen mussten weiterwirken. Die Gewissen waren wachgerufen, die Gutgesinnten im Glauben gestärkt worden. Der ausgestreute Samen würde

Frucht tragen. Dazu waren Fäden mit bestimmten Kreisen der Mutterkirche geknüpft worden, die nicht wieder abrisen. Einflußreiche Persönlichkeiten und nicht wenige Glaubensbrüder waren für die Not der Glaubens- und Stammesgenossen in der Ferne erwärmt und zur Hilfe willig gemacht worden. Die „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika“ setzte sich jetzt unter der Führung Dr. Fabris kräftig für Brasilien ein und machte sich durch Aussendung von Geistlichen und finanzielle Hilfeleistungen um das evangelisch-kirchliche Leben in Rio Grande do Sul ausserordentlich verdient.

2. Die Synode von 1886

Nachdem Dr. Borchard im Jahre 1870 das Arbeitsfeld in Rio Grande do Sul verlassen hatte, sandte Dr. Fabri seinen jungen Mitarbeiter, den Pfarrer Dr. Wilhelm Rotermund, Ende des Jahres 1874 aus. Er übernahm die Gemeinde São Leopoldo, griff das Werk der Kirchenbildung von neuem auf und führte es mit der inzwischen grösser gewordenen Zahl ordinierter Geistlichen fort.

Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten Dr. Rotermunds, dem später die Universität Göttingen den theologischen Ehrendoktor verlieh, bei seiner Ankunft die ihm dank seiner Zusammenarbeit mit Dr. Fabri nicht ganz unbekanntes Lage alsbald erfaßt und den Dingen Zeit gelassen zu haben, zu reifen und sich entwickeln, zu lassen.

Die Verhältnisse hatten sich inzwischen eher verschlimmert. Die materialistische Weltanschauung, der K. v. Koseritz sich zugewandt hatte, stand auf der Höhe ihrer mit Hilfe seiner Gesinnungsgenossen im Lande betriebenen kirchenfeindlichen Propaganda. Die von Dr. Borchard in São Leopoldo gegründete höhere Schule war der konfessionellen Konkurrenz erlegen und eingegangen. Die um diese Zeit die Kolonie in Schrecken versetzende Muckeraffäre wurde böswillig gegen die Evangelischen ausgeschlachtet und beeinträchtigte die kirchliche Arbeit. Die katholische Religion war Staatsreligion. Vergebens wurde der Versuch gemacht, die Ehegesetze des Landes mit Hilfe des Parlaments zu ändern. Die Bestimmungen, dass evangelisch geschlossen Ehen ungültig sein sollten und dass Kinder aus Mischehen katholisch werden mussten, lasteten schwer auf den evangelischen Familien. Die Geistlichen hatten es nicht leicht und der synodale Gedanke begegnete stärkeren Hindernissen denn je.

So galt es vor allem, Vorarbeit zu leisten die Zeit beanspruchte. Das Freidenkertum musste im Bewusstsein der Gemeinden überwunden und evangelisch-kirchlichem Denken Raum geschaffen werden. Es fehlte ein Presseorgan, das die evangelischen Belange vertrat. Evangelisches Schrifttum war nicht vorhanden. Das Schulwesen musste gehoben, eine höhere Schule für Weiterstrebende gegründet werden. Geeignete Schulbücher waren zu beschaffen. Vor allem auch war es nötig, Fühlung mit den Pastoren zu nehmen, Konferenzen mit ihnen abzuhalten, ordinierte Geist-

liche zu berufen. Sollte Stetigkeit in die Arbeit kommen, so mussten es Geistliche sein, die nicht heute kamen und morgen gingen. Das Vertrauen zur evangelischen Sache bedurfte der Wiederherstellung und der Stärkung.

Wie D. Dr. Rotermund diese Aufgaben anfasste und durchführte, ist aus der eingangs erwähnten Literatur zu ersehen und kann hier im einzelnen nicht ausgeführt werden. Die Notwendigkeit umsichtiger Vorarbeit mit dem Ziel der Schaffung eines lebensfähigen Synodalverbandes und der freilich ergebnislos verlaufene Versuch Dr. Rotermunds, eine von der Landesbehörde anerkannte Kirchenbehörde zu bilden, machen es erklärlich, dass zwischen der Gründung der Synode von 1868 und der von 1886 ein Zeitraum von mehr als 18 Jahren verstrich.

Die von Geistlichen und Gemeindevertretern unter der Führung von Dr. Rotermund gegründete Synode von 1886 war von Anfang an gewillt, etwas Ganzes zu schaffen:

Man wollte eine von den Gemeinden getragene Synode, nicht eine Pastorkonferenz.

Man wollte eine eigenständige Kirche mit dem Recht die Ordination zu erteilen und dem Ziel, ihre Pfarrer selbst auszubilden. Man wollte eine Kirche, die nicht Analphabeten oder nur in weltlichem Wissen unterrichtete Menschen zu ihren Gliedern zählte, sondern eine mit der Schule verbundene, ihre Lehrer selbst ausbildende Kirche, deren Anliegen es wäre, die Jugend in evangelischem Sinne zu erziehen.

Was man erstrebte, war eine auf fester Glaubensgrundlage stehende, zur deutschen Reformation sich bekennende und die Augsburgische Konfession bejahende Kirche.

Eine vom evangel. Volk getragene und für dieses lebende Kirche wollte man haben, die die besten geistigen Güter des Mutterlandes pflegte und ihren Gliedern weitergäbe.

Eine in geregelter rechtlichem Verhältnis zum Staat stehende und von ihm anerkannte Kirche sollte es sein.

Eine Kirche mit eigenem Disziplinarrecht, eigener Gottesdienst-, Gemeinde- und Parochialordnung, eigenem Schrifttum.

Eine finanziell selbständige aber mit der Mutterkirche in geistiger Verbindung bleibende Kirche war es, die man erstrebte.

Eine Kirche, die imstande wäre, ihren Geistlichen und sonstigen Berufsarbeitern einen angemessenen Lebensunterhalt zu sichern und sie oder ihre Witwen im Falle der Not und im Alter zu versorgen.

Es waren hohe Ziele, die der Synode ausser ihrer eigentlichen Aufgabe der Wortverkündigung und der Sakramentsverwaltung als für die Vollendung des Baues erforderlich vor Augen standen.

Sie hat das erstrebte Ideal bis zum heutigen Tage nicht voll verwirklichen können, vor allem nicht aus eigener Kraft. Zu gross waren die von aussen und innen ihr entgegenstehenden Hemmungen. Diese sind im Vorstehenden bereits geschildert worden. Die Schilderung könnte fortgesetzt werden.

Nur langsam machte das Misstrauen der Gemeinden gegen den Anschluss an die Synode einer besseren Einsicht Platz. Mühsam musste die Gebefreudigkeit für das Werk der Kirche in Stadt und Land geweckt werden. Die Forderung der gerichtlichen Registrierung der Gemeindegesetzungen zwecks Erwerbs der Rechte einer juristischen Person und Sicherung des Gemeindeeigentums stiess auf Widerstand und wurde beschämender Weise von einer Seite, die für ihre eigene kirchliche Arbeit Gottes Segen erflachte, entstellt und dahin gedeutet, die Synode oder gar der Pfarrer wolle das Eigentum der Gemeinde an sich reissen. Anlass zur Ausbreitung der Misstrauenssaat gab auch der seit 1901 in die Wege geleitete Anschluss der Gemeinden an den Evang. Oberkirchenrat der altpreussischen Union. Andere Schwierigkeiten wie die aus den staatlichen Ehegesetzen und dem röm.-kath. Staatskirchentum sich ergebenden fanden ihre Lösung bei der Erklärung der Republik 1889, die die Trennung von Kirche und Staat, die Kultusfreiheit und die Einführung der Zivilehe mit sich brachte.

Auch die Verkündiger des Evangeliums sind dem Worte Gottes verpflichtet. Selbst von daher können dem kirchlichen Leben Gefahren drohen, wenn es nicht nach dem Worte des Apostels 1. Kor. 12, 4 geht: Es sind mancherlei Gaben; aber es ist ein Geist.

Schwierigkeiten dieser Art führten dahin, dass Dr. Rotermund die Leitung der von ihm gegründeten Schule, des „Collegio Independencia“ und dann ein Jahr darauf (1893) auch das Amt der Leitung der Synode niederlegte, sich der tätigen Mitarbeit im Vorstand versagte und erst im Jahre 1909 als Präses (damals Vorsitzender des Synodalvorstandes genannt) die Leitung wieder übernahm.

3. Erfreuliche Fortschritte.

In die Zeit der Jahrhundertwende fallen im kirchlichen Leben Fortschritte, die nachstehend genannt seien. Im Jahr 1892 erfolgte die Gründung des Asyls Pella durch Pfarrer Michael Haetinger unter Mithilfe der Pfarrer Wegel und Hunsche. Obwohl nicht eigentlich synodal, ist der evangelische Charakter des Waisenhauses und Altenheims am Taquari statutengemäss festgesetzt.

Ein Geschenk, das für die Kirche hohe Bedeutung gewann, fiel der Synode im Jahr 1895 in den Schooss indem die Schwestern Amalie und Lina Engel die von ihnen gegründete Mädchenschule, das „Evangelische Stift“ in Hamburger Berg ihr vermachten. Die Geberinnen konnten nicht ahnen, dass aus der Schule ein Institut werden sollte, das heute eine Haushaltschule, eine Frauenschule und ein Gymnasium unter seinem Dache vereinigt und für die Erziehung der weiblichen Jugend weit über die Grenzen von Rio Grande do Sul hinaus von grösster Bedeutung ist.

Die Evangelische Gesellschaft in Barmen hat sich um die Erhaltung und den Ausbau der anfangs mit grossen Schwierigkeiten kämpfenden Anstalt in hohem Masse verdient gemacht.

Eine weitere Schule, die evangelische Schule in Santa Cruz, wurde im Jahre 1897 als Synodalschule von der Synode übernommen. Als solche wurde sie bis zum Jahre 1915 geführt. Da es der Synode nicht möglich war, die Gelder für ihren Unterhalt, geschweige denn für ihren Ausbau aufzubringen, wurde sie dem Ortsschulverein übergeben. Sie hat das Verdienst, als Synodalschule dem Lehrerseminar über ein Jahrzehnt Unterkunft geboten zu haben.

Das Lehrerseminar nahm seinen Anfang im Asyl Pella. Dorthin war im Jahre 1908 Pfarrer Lic. Thieme als 2. Direktor berufen worden. Die Bezirkssynode des Ostens (in den Jahren 1907 und 1908 fanden nur Bezirkssynoden statt) beauftragte Lic. Thieme mit der Ausbildung von Lehrern im Asyl Pella zu beginnen. Das geschah im Jahre 1909. Aber schon im Jahre darauf beschloss die Synodalversammlung in Santa Cruz, die Schüler nach dort zu überführen.

Eine weitere dem Schulwesen zugute kommende Gründung ist die des evangelischen Lehrervereins. Sie erfolgte im Jahre 1901 auf Anregung P. Pechmanns. Dem Verein dürften die meisten Schule haltenden Pfarrer angehört haben. Er trug zur Hebung des Schulwesens durch Veranstaltung von Lehrerkonferenzen mit pädagogischen Referaten und Lehrproben bei. Dass der Lehrerverein beim Ausbau des Lehrerseminars mitwirkte, ist selbstverständlich.

Hier sei auch des von P. Pechmann im Jahre 1910 gegründeten „Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung für Rio Grande do Sul“ gedacht, der in schwerer Zeit der Kirche gute Dienste leistete. Es wird von ihm später noch die Rede sein.

Zwei Begebenheiten gehen auf das Jahr 1901 zurück, von denen die eine einen Fortschritt, die andere eine drohende Gefahr bedeutete.

Das Kirchengesetz der altpreussischen Landeskirche vom 7. Mai 1900 ermöglichte Geistlichen und Gemeinden ausserhalb Deutschlands den Anschluss an den Evangelischen Oberkirchenrat. Der damalige Präses P. Pechmann reiste im Auftrag der Synodalversammlung des Jahres 1900 nach Berlin, um mit der Kirchenbehörde zu verhandeln. Man äusserte hier zwar Bedenken gegen den Anschluss: „dass unsere mühsam erworbene synodale Ordnung durch den Anschluss gefährdet und die synodale Behörde in ihren Beschlüssen und Entscheidungen zu sehr gebunden sein würde.“ Auch wurde der Wunsch laut, dass die Synode als solche angeschlossen werden möchte. Die vorgebrachten Bedenken mussten hinter den Vorteilen materieller und ideeller Art zurücktreten. Präses Pechmann berichtete der Synodalversammlung in Paraiso 1901 über das Resultat seiner Verhandlungen und empfahl den Anschluss, dem zugestimmt wurde. Dass das Kirchengesetz den Anschluss der Synode als Kirchengemeinschaft nicht gestattete, wurde bedauert. Die Zeit dazu war noch nicht gekommen.

Im Jahre 1900 zählte die Synode 35 aktive Pfarrer, die in etwa 8.000 Familien 44.000 Seelen betreuten. Die vorhandenen 155 evangelischen Vereins- oder Gemeindeschulen wurden von etwa 4.500 Schülern besucht. Die letztgenannten Zahlen stützen sich z. T. auf statistische Angaben, z. T. auf Schätzungen.

So ging man getrosten Mutes ins neue Jahrhundert hinein. Die Schulen und Gemeinden, diese letzteren jetzt sich mehr und mehr an die Synode und an den Evangelischen Oberkirchenrat anschliessend, das Evangelische Stift, die Synodalschule in Santa Cruz, das Lehrerseminar, der Gustav Adolf-Verein und nicht zuletzt das Asyl Pella, das zwar, wie bereits gesagt, keine ausgesprochene synodale Anstalt war, aber ein von synodalen Pfarrern ins Leben gerufenes evangelisches Werk christlicher Liebe ist, zeugten von den Fortschritten, die gemacht waren und von dem Lebenswillen, der die Synode und die evangelischen Kreise beseelte.

Man freute sich dieser Fortschritte.

Pfarrer Paul J. Dohms gab 1895 dieser zuversichtlichen Stimmung Ausdruck als er schrieb: „Unsere Synode, die nun seit neun Jahren besteht, gewinnt immer mehr an Boden in den Gemeinden. Welche Stürme sind doch bei der Bildung und in den ersten Jahren des Bestehens von aussen her über sie gegangen. Wie war man in der deutschen Presse unseres Staates in allerlei Weise bemüht, sie zu verdächtigen und an Haupt und Gliedern anzuschwärzen... Wie ist das doch alles so anders geworden.“ Und ein Teilnehmer an der Synodalversammlung 1902 in Sapyranga, bei der auch P. Schwieger vom Verein „Diaspora“-Hamburg zugegen war, schreibt im Blick auf den erfolgten Anschluss an den Evang. Oberkirchenrat und die auf ihn gesetzten Erwartungen: „Wir sind kaum von irgendeiner früheren Synodalversammlung so hoffnungsfroh zurückgekehrt wie von der letzten.“

Und doch bahnte sich jetzt eine Krise an, die oben als drohende Gefahr bezeichnet war.

Die Synodaltagung in Paraiso, die den Anschluss an den Ev. Ober-Kirchenrat brachte und den Namen der Riograndenser Synode in „Deutsche Evangelische Kirche von Rio Grande do Sul“ erweiterte, um ihr mehr Ansehn zu geben und ihren kirchlichen Charakter deutlich zu machen, teilte die Synode verwaltungsmässig in einen Ostbezirk und einen Westbezirk. Die Grenze bildete der Rio Taquari. Der Westbezirk strebte nach grösserer Selbständigkeit, besonders im geschäftlichen Verkehr mit den kirchlichen Stellen in Deutschland. Über beiden Bezirken stand der Präses, der seinen Sitz im Osten hatte. Dieses Amt bekleidete, nachdem P. Pechmann nach seiner Reise nach Deutschland zurückgetreten war, zuerst als amtierender Vizepräses, dann als Präses von 1900 bis 1906 Pfarrer Joh. Rudolf Dietschi. Ihm folgte 1906 Pfarrer Wiehe-Montenegro. Gleichzeitig mit seiner Wahl wurde als weiterer Bezirk der Südbezirk geschaffen. Jedem Bezirk stand ein Bezirksvorsteher vor, der jetzt in direkten Geschäftsverkehr mit den Helferkreisen in Deutschland trat. Ein sogen. Ge-

neralpräses war 1906 nicht wieder gewählt worden. Dem Vorsteher des Ostbezirk stand das Recht zu, die Synodalversammlung zu leiten, die alle drei Jahre stattfinden sollte. In bestimmten Zeitabständen sollten die Bezirksvorsteher zwecks Beratung gemeinsamer Angelegenheiten zusammenkommen. In den zwischen den Generalsynoden liegenden Jahren tagten die Bezirkssynoden. So 1907 und 1908.

Es war offensichtlich, dass die Neuerung eine Verfassungsänderung bedeutete und die Gefahr des Auseinanderfallens der Synode — wie Herr Propst Braunschweig später sagte — in sich barg.

Ihren Höhepunkt erreichte die Krise, als der Vorsteher des Ostbezirks die im Jahre 1909 fällige Synodalversammlung ohne vorherige Verständigung mit den andern Bezirksvorstehern einberief, auf sein Recht sich stützend, der berufene Leiter der Synodalversammlung zu sein.

Der Kampf, der in Schriften und Gegenschriften sich abspielte, gipfelte darin, dass der Westen die Beschlüsse der Synodalversammlung des Jahres 1909 für ungültig erklärte. Dr. Rotermund war von dieser Versammlung auf ein Jahr zum Präses gewählt worden.

Um sich ins Bild zu setzen und die Lage zu klären, hatte der Ev. Oberkirchenrat den Pfarrer Lic. Martin Braunschweig ausgesandt, der im Jahre 1907 die Gemeinden besuchte. Mit diesem Besuch, der der oben erwähnten Synodaltagung vorausging, war praktisch der Beweis erbracht, dass es der Synode bedauerlicherweise an Kraft gebrach, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen, wie schon früher deutlich geworden war, dass sie auch finanziell nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermochte.

Es mag noch bemerkt werden, dass dem Zwiespalt einige sachliche Erwägungen wie schnellere Abwicklung des Geschäftsverkehrs zu Grunde gelegen haben mögen, dass aber auch persönliche Gegensätze dahintergestanden haben werden, wie die Tatsache zeigt, dass der Hauptgegner der alten Ordnung nach endlich beigelegtem Zwist in seine deutsche Heimat zurückkehrte.

Endgültig geregelt wurde das Zwischenspiel bei der Synodalversammlung 1910 in Santa Cruz.

An dieser Tagung nahm als Abgesandter des Evangelischen Oberkirchenrates der Generalsuperintendent D. Wilhelm Zöllner teil. Ihn begleitete Pfarrer Lic. Cremer, der mit D. Zöllner Vorträge über die Frauenhilfsarbeit und die evangelische Diakonissensache hielt. So gingen von diesem Besuch fruchtbare Anregungen für die Bildung von Frauenhilfen in den Gemeinden aus und das Bild der evangelischen Diakonisse war in der Folge im romanisch-katholischen Lande kein unbekanntes mehr. Es bezeugte die Realität evangelischen Lebens in Brasilien.

Kann es einen bessern Beweis für die Notwendigkeit einer dauernden geistigen Verbindung unserer Kirche mit der Mutterkirche geben als den sichtbaren Beweis der Schwesternhaube, die

aber auch einen starken Hinweis auf die Pflicht des vollen Einsatzes des evangelischen Kirchenvolkes für die Diakonissensache bildet.

Im übrigen wurde von jener Synodalversammlung die Satzung der Riograndenser Synode der neuen Lage angepasst. Die Einteilung in Bezirke blieb. Als vierter trat im Jahre 1913 zu den andern der Nordbezirk. Die Bezirksvorsteher waren dem auf drei Jahre gewählten Synodalpräses unterstellt. Die Synode tagte jährlich. Als Vorsitzender des Synodalverbandes wurde Dr. Rotermund bestätigt. Der Evang. Oberkirchenrat ernannte einen ständigen Vertreter. Als solcher trat im Jahre 1911 Propst Martin Braunschweig, dem inzwischen der Titel eines Dr. theol. h. c. verliehen worden war, sein Amt mit Sitz in Porto Alegre an.

Bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges nahm die Synode jetzt unter der Führung D. Dr. Rotermunds einen ungestörten Verlauf, der sie mehr und mehr wachsen und in ihrem Bestand sich festigen liess.

Fortsetzung folgt.

*

Ökumenische Zusammenarbeit im Raum der Universität.

Im Januar dieses Jahres fand in Cochabamba, Bolivien, die dritte südamerikanische Konferenz für christliche Studentenarbeit statt. Während die erste dieser Konferenzen in São Paulo Vertreter aus ganz Lateinamerika vereinigt hatte, beschränkte sich die zweite in Matanzas, Cuba, auf den nördlichen Raum (Karibien und Mexiko). In Cochabamba kamen nun Vertreter aus dem südlichen Lateinamerika zusammen (Ecuador, Peru, Bolivien, Chile, Argentinien, Uruguay, Paraguay und Brasilien).

In Vorträgen, Seminaren und Bibelarbeit wurde das Hauptthema, „Die Berufung des Christen in der Universität“, entfaltet. Die Fülle des Programms machte diese Konferenz im wahren Sinne zu einer Arbeitstagung, aber die Geschlossenheit des Aufbaus erleichterte den Teilnehmern die konzentrierte Mitarbeit und so wurde in den 14 Tagen wohl das gesteckte Ziel, Schulung von Mitarbeitern für die christliche Studentenbewegung, erreicht. Es fiel mir eine erstaunliche Bereitschaft zu gründlicher theologischer Auseinandersetzung auf, besonders darum, weil es sich bei den Teilnehmern in grosser Mehrheit um Laien, Studenten verschiedenster Fakultäten handelte.

Die grosse Vielfalt machte das Gespräch lebendig. Ein Stück von der Ökumene wurde wirklich. Ausser den Vertretern der südamerikanischen Länder nahmen als Gäste oder Vortragende auch Vertreter der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands, Canadas und der U. S. A. teil. Von besonderer Bedeutung war die Anwesenheit des Generalsekretär des Christlichen Studentenweltbundes, Philippe Maury aus Genf. — Der Konfessionsbogen spannte sich von der „Neutestamentlichen Gemeinde“ bis zur Römisch-Katholischen